



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2018

**Nach der Sintflut lebe ich noch Mit Notvorrat, Waffendepots und
Survival-Skills wollen « Prepper» die Endzeit überstehen. Eines vergessen
sie dabei: die Gelassenheit**

Schwaninger, Arthur

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-178810>

Newspaper Article

Published Version

Originally published at:

Schwaninger, Arthur. Nach der Sintflut lebe ich noch Mit Notvorrat, Waffendepots und Survival-Skills wollen « Prepper» die Endzeit überstehen. Eines vergessen sie dabei: die Gelassenheit. In: NZZ, 23 November 2018, 38.

Nach der Sintflut lebe ich noch

Mit Notvorrat, Waffendepots und Survival-Skills wollen «Prepper» die Endzeit überstehen. Eines vergessen sie dabei: die Gelassenheit

ARTHUR SCHWANINGER

Die Nachbarn werden den alten Mann für verrückt gehalten haben. Steil ragte sein Werk vom Vorgarten in den wolkenlosen Himmel, gefugte Planken schlossen sich um einen hölzernen Bauch, gigantische Balken erhoben sich aus der Mitte der monströsen Konstruktion. Unfertig war das alles – aber schlimmer noch: gänzlich nutzlos. Weit herum fand sich weder Meer noch See, und es fehlte sogar an einem schiffbaren Fluss, auf dem der Kahn hätte treiben können.

Den alten Mann störte das nicht, unbeirrt richtete er den Blick zum Himmel und suchte ihn nach Wolken ab. Und darin sollte Noah recht behalten: Es würde regnen. Die Schleusen des Himmels würden sich öffnen, Mensch und Tier ertrinken, nur die Arche würde überdauern – so berichtet zumindest die Bibel. Und all diejenigen, die Noah ausgelacht hatten, würden zu spüren bekommen: Der «Prepper» hatte recht. Er, der sich mit äusserster Sorgfalt auf den Ausnahmezustand «gepreppt» (von «to be prepared») hatte, würde die Katastrophe überleben.

Die Angst vor der Pandemie

2012 endete der Maya-Kalender, die Welt ging nicht unter. 2013 fürchteten manche ein Schwarzes Loch am Cern, die Welt entkam. Inzwischen scheint mehr Ruhe um ihren Untergang eingekehrt zu sein. Dennoch finden auch in der Schweiz regelmässig regionale Treffen statt, bei denen der Prepper seinesgleichen trifft: risikoaverse Menschen aller Gesellschaftsklassen, die neben einem Hang zu Ordnung und Pedanterie ein grosses Verantwortungsbewusstsein gegenüber ihren Nächsten teilen. Die meisten von ihnen gehen ihrem «Hobby» möglichst im Geheimen nach, gesellschaftlichen Spott ziehen sie auch so auf sich. Die Allgemeinheit belächelt die Katastrophenszenarien, die sich der Schweizer Prepper typischerweise imaginiert – den Kollaps des Finanzsystems oder einen europaweiten Zusammenbruch der Energieversorgung. Auch den Ausbruch einer Pandemie ziehen manche in Betracht und philosophieren über die damit einhergehenden post-apokalyptischen Zustände à la Zombie-Film «Night of the Living Dead».



Der Kalte Krieg kannte seine eigene Form des «Preppens»: Die Schweizer Mustermesse zeigte 1973 in Basel den vorbildlichen Notvorrat. PHOTOPRESS / KEYSTONE

Unter ihresgleichen schnöden die Prepper über das ahnungslose Volk, das schon drei aufeinanderfolgende Feiertage überfordern. Anders der Prepper: Ihn kümmern die Verfalldaten seiner für sechs Monate reichenden Vorräte an Pasta, Reis und Dosenfutter. Kommen die Wohlvorbereiteten zusammen,

tauschen sie sich über ihre Erfahrungen mit verschiedensten neuen Anschaffungen aus. Einmal ist die Gummimatratze Thema, ein andermal unterhält man sich über Daunenjacken, dann kommt das Gespräch auf das Einweg-Hautklammergerät. Lachend erzählt man sich von Ferienerlebnissen, bei denen es zu

Stromausfällen kam und sich Panik unter dem «Normalvolk» ausbreitete.

Im Gespräch verrät einer – die Zigarette zwischen den Fingern – seine Ängste. Bei der heutigen internationalen Vernetzung und der daraus entstandenen Ressourcenabhängigkeit der Schweiz könne ein kleines, unvorhersehbares Ereignis eine Lawine losretzen – bis hin zum Kollaps der Gesellschaft, in der Sprache des Prepper: «The end of the world as we know it.» Man müsse sich auf jedes mögliche Endzeitszenario vorbereiten. Dies tue man, indem man sich ins eigene Haus zurückziehe und sich dort versorge, ins Ausland flüchte oder in der Wildnis überdauere. So bringt sich der Prepper in Survival-Camps das Jagen, Schlachten und Konservieren von Tieren bei, besitzt zu Hause einen Stromgenerator und absolviert die eidgenössische Funkeprüfung, damit er in der Not mit seinesgleichen Kontakt aufnehmen kann. Die nachzivilisatorische Welt, auf die sich der Prepper vorbereitet, unterscheidet sich so kaum von der vorzivilisatorischen.

«Preppen» – oder nicht?

Die Massnahmen wirken schräg: man wäre wenig erstaunt, hätte auch der moderne Prepper im Garten ein grosses Boot stehen. Aber statt sich über die Leute lustig zu machen, kann man den Spiess auch umdrehen: Auf welcher Grundlage missbilligt eigentlich die Allgemeinheit das Verhalten der Prepper? Wer wieder einmal die vom Beamten zugestellten Jodtabletten im Müll entsorgt oder vom «Restrisiko» der AKW hört, fragt sich, wieso gerade solche Szenarien als realistischer eingestuft werden als andere. Und wenn der Staat einen schon mit Jodtabletten versorgt, wäre es dann nicht vernünftiger, sich auch richtig vorzubereiten? Was bringen ein paar Tabletten, wenn einem das Fluchtfahrzeug fehlt? Oder würde einen der öffentliche Verkehr zur Grenze bringen, wenn in Gösigen der Super-GAU eintritt? Ist der Nicht-Prepper ebenso durchgeknallt wie der Prepper?

Halten wir uns erst einmal an Jürgen Habermas. Nach seiner Konsensstheorie bilden sich Wahrheiten und die Gültigkeit von Argumentationsketten innerhalb des allgemeinen Diskurses. So dürfte die geläufige soziale Praxis, die sich von der Dialektik der Prepper-

Gemeinschaft unterscheidet, primär dafür verantwortlich sein, dass wir das Handeln des Prepper als irrational abstempeln. Der Staat folgt tendenziell dem Meinungskonsens der Bürger und den Forderungen der Mehrheit und berücksichtigt deren Interessen in Sachen Sicherheit. Dabei werden die Argumente winziger Gruppierungen wie der Prepper kaum miteinbezogen. Während die meisten Menschen glauben, der Staat erfülle seine Sicherheitsgarantien, fühlt sich der Prepper um seine Steuern betrogen. Denn ja, es stimmt – auch Staaten können wanken und bankrottgehen.

Prepper stören sich daran, dass der Staat die möglicherweise bevorstehenden Notzustände nicht anerkennt. Der Prepper sieht es als sein Naturrecht, sich nach seinem Belieben auf den Ausnahmezustand vorzubereiten, und hält der staatlichen Regulierung das Faustrecht entgegen – der Spezialfall ist seine Obsession, auch in Zeiten des Normalfalls. Manch einer hat bereits eine Handvoll Sturmgewehre vergraben und versucht sein Munitionslager auf 10 000 Schuss auszubauen.

Noahs Widerspruch

Der Angstlust der Prepper mag frönen, wer will. Ihr Denken und Tun lässt sich auch als Symptom einer Gesellschaft verstehen, die vom Tode geradezu besessen ist. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als in der Eile, mit der die Spuren des Sterbens beseitigt werden. Wir sind stattdessen im Zeitalter des Quinoasalats und der Gesundheitsuhr angelangt. Das verzweifelte Ringen um einige zusätzliche Lebensstunden gleicht dabei dem Treiben des Prepper, der die gute Zeit auf Vorkehrungen verwendet, die ihm über das Ende der Welt hinaus ein paar klägliche Jahre verschaffen.

Der Prepper begeht denselben Fehler wie Noah. Als Gott ihm aufgibt, eine Arche zu bauen, macht er sich brav an die Arbeit. Dabei hätte er tief Luft holen, sich die Nase reiben und dann sagen sollen: «Wenn es so sein, muss es halt so sein.» Daraufhin hätte er sich auf eine Hängematte gelegt und sorgenfrei das Ende der Welt mit angesehen. Das wäre allemal weiser, als dem Glauben zu verfallen: Die zusammengezwimmerte Holzkiste rettet mich beim Weltuntergang.

Bei Florian Illies schlägt es wieder mal 13

Der deutsche Autor legt seinen zweiten Band zum Schicksalsjahr 1913 vor – und wechselt die Seite: Er ist als Verleger bei Rowohlt angekommen

MICHAEL GOTTHELF

Die Aufregung um den Wechsel von Florian Illies zum Rowohlt-Verlag hat sich mittlerweile gelegt. Seit einigen Tagen und damit sogar deutlich früher als geplant sitzt der 47-Jährige in seinem Büro und unterzeichnet seine Mails ebenso stolz wie lapidar mit «Verleger». Die wenig elegante Verabschiedung seiner Vorgängerin, die zeitweise auch die Autoren des Hamburger Verlagshauses beunruhigte, ist nunmehr Geschichte. Der Blick geht nach vorne. Hausbesuche bei den wichtigsten Autoren des Verlages werden geplant, Verlagsprogramme studiert und Gespräche mit den Mitarbeitern intensiviert.

Es war an einem lauen Sommerabend im Jahr 2000 an den Gestaden des Zürichsees, als wir uns das erste Mal begegnet sind. Eine illustre Gästeschar hatte sich bei meinem Sommerfest versammelt. Der Autor und Regisseur Christoph Schlingensiefel war in Begleitung zweier junger Damen aus Österreich erschienen. Der Schweizer Schriftsteller Thomas Hürlimann war da und hatte gleich einen Mönch des nahen Klosters Einsiedeln mitgebracht, der Texte aus dem «Welttheater» von Calderon rezitierte. Und dann traf Frank Schirrmacher ein, im Schlepptau einen damals noch jungen Mann, den er mit nahezu staatstragenden Worten bei mir

als seinen mit grossen Talent versehenen Adlatus vorstellte: Florian Illies.

Der Hauptgrund ihrer Reise an den Zürichsee war nicht das Fest an sich, sondern eine in diesen Tagen stattfindende Investorenkonferenz zum Thema Biotechnologie. Es war die Zeit, in der sich Schirrmacher mit den Risiken und Chancen der Bio- und Medizintechnologie auseinandersetzte. Sein Mitarbeiter Illies zeigte sich an diesem Thema hingegen nur milde interessiert. Er hatte in diesen Tagen die Arbeiten an seinem Buch «Generation Golf» abgeschlossen, welches das Lebensgefühl seiner eigenen Generation ebenso unterhaltsam wie feinsinnig schilderte. Der darin entwickelte feuilletonistische Schreibstil sollte zu seinem Markenzeichen als Autor werden und begegnet uns bei seinem Bestseller «1913» wieder.

Schirrmacher war sich Illies' Talents bewusst und machte ihn zum Feuilletonchef der «Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung». Es half nur bedingt, den umtriebigen Jungfeuilletonisten an die FAZ langfristig zu binden. Im Jahre 2004 verliess er das Haus und versuchte sich als Unternehmer: Er gründete die Kunstzeitschrift «Monopol», die er später an den Schweizer Ringier-Verlag verkaufte.

Rund vier Jahre dauerte dieses Intermezzo, dann heuerte er bei der Hamburger «Zeit» an und übernahm 2009 die

Leitung des Feuilletons des Wochenblatts, dem er auch heute noch als gelegentlicher Autor und Mitglied des beratenden Herausbergremiums verbunden ist. 2011 packte er bereits wieder die Koffer: Er wurde Mitinhaber des Berliner Auktionshauses Grisebach und zuständig für die Kunst des 19. Jahrhunderts. Und nun eben Rowohlt, womit die Wanderjahre des vielseitig talentierten Illies vorerst – und wie er selber hofft – ihren (vorläufigen?) Abschluss finden.

Nahezu zeitgleich erschien diesen Monat sein neuestes Buch «1913. Was ich unbedingt noch erzählen wollte». Um es vorwegzusagen: Von «1913», Version 2.0, wird der begeisterte Leser von «1913», das 2013 erschien, mittlerweile über

Florian Illies kommt nach Zürich

zz. · Die Lesetour führt Florian Illies in die Schweiz. In einem NZZ-Gespräch gibt er Einblicke in sein Schaffen und Leben. Warum hat er sich nach dem Bestseller «1913» entschieden, einen zweiten Band zum Schicksalsjahr zu schreiben?

10. Dezember 2018, 18 Uhr, NZZ-Foyer, Falkenstrasse 11, 8021 Zürich. Anmeldungen: 044 258 13 83 oder shop@nzz.ch.

650 000-mal verkauft und über zwei Dutzend Mal übersetzt wurde, nicht enttäuscht sein. Obwohl es erst seit wenigen Wochen auf dem Markt ist, wird derzeit bereits die vierte Auflage gedruckt. Und Illies wird erstmals – wenn auch indirekt – mit einem anderen Medium arbeiten: Die beiden «1913»-Bücher sollen für das deutsche Fernsehen verfilmt werden.

Der erste Band war sehr umfangreich, und der zweite ist es nicht minder. Fast wundert man sich beim Lesen, dass noch so viel Material übrig geblieben ist. Illies wundert sich mit einem und erklärt die Genesis seines neuen Buches: Ursprünglich wollte man einen Bildband zum Schlüsseljahr 1913, versehen nur mit Bilduntertiteln auflagen. Indes, beim Sammeln von Material, füllten sich die Regale, und am Ende schien die gewohnte Art der Textverarbeitung als die beste Wahl.

Wie zuvor geht Illies mit der Zeit, der Zeit der kürzer werdenden Aufmerksamkeitsspanne der Leser. In kurzen, oftmals nur 10 Zeilen umfassenden Kapiteln bricht er twittergerecht die europäische Kulturgeschichte herunter. Hochkultur in doppelter Hinsicht: einmal von den beschriebenen Personen und ihren Leben und Werken her; und dann noch durch seinen eigenen Sprachstil.

Illies macht über die handelnden Personen das Persönliche, das für den Leser Nachvollziehbare sichtbar, jenseits von trockener Textrezeption und Exegese.

Sein bisweilen britisch anmutender, trockener Humor, gepaart mit Selbstironie und einem Hang zum Understatement, macht das Lesen zum Vergnügen. Man darf festhalten: Der 47-jährige Autor beherrscht die schwierige Kunst, Schweres leicht zu servieren. Damit trifft Illies wiederum den Zeitgeist.

Und er verfolgt damit auch ein politisches Anliegen. Illies gelingt es mit seinem Buch, die enge europäische Verflechtung über die jeweiligen Landesgrenzen hinaus sichtbar zu machen: Wir begegnen Albert Einstein in Zürich, begleiten Hermann Hesse von Bern aus zum Zahnarzt, weilen mit Maxim Gorki auf Capri und sehen Thomas Mann in München und Coco Chanel in Paris. Illies inszeniert das Ganze auch als Tanz auf dem Vulkan, der nur ein Jahr später mit dem Ersten Weltkrieg ausbricht, ohne dass die meisten seiner Protagonisten davon auch nur zu träumen gewagt hätten.

Der damalige Präsident der Europäischen Kommission, der Luxemburger Juncker, verschenkte bereits vor Jahren «1913» an seine Kollegen. Der deutsche Bundespräsident Steinmeier outete sich dieser Tage als «1913»-Aficionado. Haben die Politiker das Buch wirklich genau gelesen?

Florian Illies: 1913. Was ich unbedingt noch erzählen wollte. Verlag S. Fischer, Berlin 2018. 304 S., Fr. 18.90.